RUF 520

Angebot
Abteilung.
11.55
9.80
10.50
Holli Söhne
Pinsel, Glas,
usw. usw.
unerreicht
beeten
Gewinn!
der
zu Warburg
Fernruf 419
Zwiebeln.
mann.
Kommerzien
Neuheiten
Konfektion.
Schauenstern.
Verkaufen
Kaben-
men
25.–
63.–
m.b.H.

sieht. Als krasse Beispiele dafür, wie große Kreise an diesem Geschäft beteiligt sind, mögen zwei Frauen erwähnt werden.

Die erste mochte sechzig Jahre alt sein. Kein Mensch wußte recht, wovon sie lebte. Sie fuhr fast jeden Tag in einem altersschwachen Kraftwagen über Land. Kein Prohibitionsagent dachte daran, die weißhaarige Dame mit dem Puritanergesicht anzuhalten. Er fürchtete auch, die Autoruine würde niemals wieder starten können, wenn sie erst einmal stand. Doch die alte Dame lachte hinter ihrer strengen Maske, denn unter den Sitzen verstaut lag Flasche an Flasche.

Die andere war eine junge Studentin. Lebenslustig, lernbegierig, ein Muster für ihre Altersgenossen. Jeder gönnte es ihr, wenn sie am Sonnabend nachmittag vergnügt ins Wochenende fuhr. Wahrscheinlich zu einem alten Onkel, der dem jungen Ding das nötige Geld zum Studium gab. Man wußte nämlich, daß die Eltern arm waren. Eines Tages stand eine Prüfung bevor. Doch die junge Wochenendfahrerin kehrte nicht zurück. Man suchte nach ihr und fand sie im Krankenhaus, eine Kugel aus dem Gewehr eines Prohibitionsagenten in der Schulter. Der angebliche reiche Onkel war ein Rumschmuggler, für den die junge Studentin jede Nacht von Sonnabend auf Sonntag eine Lastwagenladung Alkohol fuhr, um das nötige Geld zur Fortsetzung ihrer Studien zu verdienen.

Wenn schon alte Damen und junge Mädchen der übergroßen Lockung unterliegen, wie soll da ein Mann aus dem Volk den Anfechtungen widerstehen! Tausende, Zehntausende überwältigte die Verführung eben so rasch wie James Horace Alderman. Bevor die Prohibition eingeführt wurde, hatte dieser Fischer nie an die Uebertretung der Gesetze gedacht. Er verdiente den Unterhalt für sich und seine Familie dadurch, daß er an der Küste von Florida Badegäste in die Lagunen hinaus fuhr und ihnen beim Angeln half.

Dann kam die Verlockung. Alderman sah, wie andere durch den Alkoholschmuggel in einer einzigen Nacht mehr verdienten als er in einem Monat. Dazu trat die Abneigung gegen ein Gesetz, das nur der Kriegspsychose sein Dasein verdankte und freie Menschen zu bevormundeten Kindern machte. Alderman wurde Rumschmuggler. Er brachte mit seinem Motorboot den Alkohol von den Bahamas herüber nach Florida und verkaufte ihn hier mit hohem Gewinn. Bald stieg er zum Führer eines Schmugglerringes auf, und die Spielhölle, die er mit dem verdienten Gelde einrichtete, wurde zum Sammelpunkt dunkler Elemente, die alle vom gleichen Haß gegen die Gesetze und ihre Vollstrecker beseelt waren. In ihrer Gesellschaft mußte Alderman zum Verbrecher werden.

Der „Golfstrompirat", wie man ihn bald nannte, beschränkte sich nicht auf das Alkoholgeschäft allein. Er erstreckte seine Tätigkeit auch auf das Einschmuggeln von Fremden, die keine Erlaubnis zur Einreise in die Vereinigten Staaten besaßen. Vor allem handelte es sich hier um Chinesen. Sie wurden in Kuba an Bord genommen, nachdem sie die Ueberfahrt vorher in barer Münze bezahlt hatten. Die Mehrzahl von ihnen gelangte in das Land ihrer Sehnsucht. Einige aber verschwanden spurlos. Die Behörden behaupteten, Alderman habe sie mit der Rumladung über Bord geworfen, als ihn ein Küstenwachtschiff verfolgte.

Jahrelang konnte der Schmuggler nicht auf frischer Tat ertappt oder überführt werden. Ein Zollbeamter brachte ihn schließlich durch List zur Strecke. Der Mann ließ sich an Bord des Schmugglerbootes als Koch und Gehilfe anwerben und machte eine Fahrt von den Bahamas nach Tampa mit. Dort ermöglichte er es, daß seine Kollegen Alderman beim Löschen der Ladung überraschten. Ein Jahr lang lag der „Golfstrompirat" untätig in seiner Zelle.

Im Gefängnis wurde Aldermans Haß gegen die Vollziehungsorgane der Prohibition unversöhnlich. Vier weitere Jahre lang führte er Krieg mit den Küstenwächtern. Dann erreichte ihn sein Schicksal. Fünfzig Kilometer von der Floridaküste entfernt schoß ihm ein Küstenwachtschiff eine Granate vor den Bug. An Entkommen war nicht zu denken. Anscheinend in sein Los ergeben, stieg er mit seinem einzigen Gehilfen auf das Regierungsboot hinüber und trat auf dessen Kapitän zu, der eben der nächsten Küstenstation die drahtlose Meldung von seinem Fang machen wollte. Ehe der Offizier auch nur einen Arm schützend vor das Gesicht halten konnte, schoß ihn Alderman über den Haufen. Einer der Regierungsbeamten zog seine Dienstpistole. Sie versagte. Im gleichen Augenblick warf ihn Aldermans Schuß durch die Luke in den Raum.

„Hände hoch!" Die beiden Pistolen in den Fäusten des „Golfstrompiraten" zwangen die Besatzung des Küstenwachtschiffes zum Gehorsam. Die Leute wußten, daß Alderman nichts auf sein Leben gab, noch weniger aber auf das ihre. „Laß den Brennstoff auslaufen! Hast Du Streichhölzer?" brüllte der Schmuggler seinem Gehilfen zu. Für die Besatzung des Küstenwachtschiffes bestand kein Zweifel mehr. Der „Golfstrompirat" wollte ihr Boot und mit diesem sie selbst verbrennen lassen, um alle Zeugen, alle Spuren seiner Tat aus der Welt zu schaffen. Wie auf Verabredung stürmten die Küstenwächter mit einem Sprung gegen die beiden Pistolenläufe an. Zwei Mann fielen. Im nächsten Augenblick war Alderman niedergeschlagen und wehrlos gemacht. Sein Gehilfe wurde festgenommen, als er gerade Feuer in den Maschinenraum werfen wollte.

Als sich die Zellentür hinter Alderman schloß, schien er kein Mensch mehr zu sein, sondern ein tobendes Tier. Den Wärtern, die ihm das Essen brachten, warf er den Napf ins Gesicht. Jedem Menschen fluchte er. Da erhielt seine dreizehnjährige Tochter die Erlaubnis, ihn im Gefängnis zu besuchen. Sein Benehmen änderte sich mit einem Schlage. So unmenschlich und rücksichtslos er vorher gehandelt hatte, so religiös schien er jetzt geworden zu sein. Auf seine Bitte hin erhielt er eine Bibel, die er tagsüber kaum aus den Händen ließ. Sein Haß auf die Menschen war plötzlich verflogen. Es blieb nur der Haß gegen die Prohibition, die aus einem ruhigen Familienvater einen Mörder gemacht hatte. Während seiner Untersuchungshaft durfte er mit anderen Gefangenen Bibelstunden abhalten. Jede im Rahmen der Gefängnisordnung mögliche Freiheit wurde ihm eingeräumt. Er mißbrauchte sie nie.

Nach langer Haft wurde Alderman zum Tode verurteilt. Einige Augenblicke vor seinem Ende nahm er von seiner Familie Abschied. „Ich bin jetzt der glücklichste Mensch", sagte er lächelnd, als ihm der Henker den Strick um den Hals legte. Eine Sekunde später hatte die Prohibition ein neues Opfer verlangt.

Biber kämpfen um ihr Leben.

Im Jasper-Naturschutzpark in Kanada liegt ein großer künstlicher Stausee, der seit einiger Zeit zwecks Füllung eines anderen Reservoirs leer gepumpt wird. In dem See befindet sich nun eine große Biberkolonie, die durch das Schwinden des für sie notwendigen Elements aufs schwerste bedroht ist. Die Tiere führten daher einen verzweifelten Kampf um ihr Dasein, der die Arbeiten der Ingenieure zur Leerung des Sees lange empfindlich störte. Sobald nämlich durch den von den Bibern gebauten Damm Oeffnungen zum Legen einer Röhrenleitung gemacht wurden, kamen die fleißigen Nagetiere mit Zweigen, Aesten und sonstigem Material aus einem benachbarten Gehölz, um das Loch wieder zu dichten. Die Ingenieure wußten nicht mehr, wie sie ihre Aufgabe durchführen sollten. Denn schießen darf man die im Naturschutzpark lebenden Tiere nicht. Schließlich erteilte das Ministerium des Innern die Erlaubnis, die Biber lebend zu fangen und in Käfige einzusperren.

Aphorismen.

Von Alfons Wertheim.

Auch Dich wird das Leben lehren, daß schlimmer Haß dem, auf den er sich richtet, oft besser bekommt, als blinde Zärtlichkeit, die das Maß überschreitet.

*

Man kann das Leben nicht einfach genug nehmen; fordere weiter nichts als einen schönen Tag und bitte, wenn er schlecht ist, nur um einen Regenschirm.

*

Gib nicht, um wieder zu empfangen, auch eine Wohltat nicht fesseln, sondern befreien.

*

Oede, wie in einer Wüste, muß es im Herzen einer Mutter aussehen, die mit anderen Dingen so viel zu tun hat, daß sie die Liebe des eigenen Kindes, die jeder Tagelöhnersfrau entgegenblüht, nicht zu gewinnen vermag.

*

Das Lügen halte ich für unmännlich und schmählich, und keine Beleidigung ertrage ich schwerer als Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

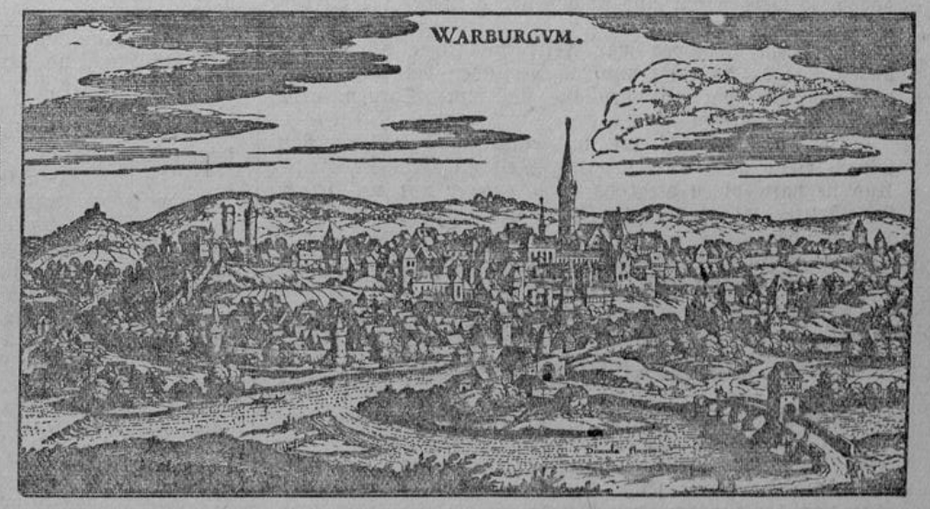
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Unick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 25 **29. März 1930** **5. Jahrgang**

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co. Berlin NW 6.

3. Fortsetzung.

Felix konnte der Versuchung nicht widerstehen, die feine, weiße Hand zu ergreifen, die da vor ihm auf dem Tische lag. Es war ihm, als schalte sich bei dieser leichten Berührung ein deutlich fühlbarer Kontakt ein.

Zog Lia die Hand zurück? . . .

Sie tat es nicht. Verlonnen schaute sie vor sich nieder. Eine leichte Röte hatte sich auf ihre Wangen gelegt.

Ein entzückendes Bild.

Felix hätte es am liebsten gesehen, wenn er kein Wort mehr hätte sagen müssen und Lia immer so hätte ansehen können. In seinem Herzen sang eine Melodie des Glückes und der Liebe, in der all die Zweifel der vergangenen Tage untergingen. Vor dem Wunder, das sich da vor seiner Seele auftat, verstanden sämtliche räsonierenden Wutschartennen lautlos im Hintergrund.

Aber nicht Tante Adelheid.

War sie nicht die Strategin dieses Feldzuges der Liebe. Stand sie nicht unmittelbar neben Felix, als er so dankbar und mit übervollem Herzen seiner Liebsten in die Augen sah? — —

Ja, da war sie, die Frau mit den 52 Jahren, die selbst noch Anspruch darauf erhob, für einen eleganten Mann in nicht zu hohem Alter erstrebenswert zu sein. Da war sie, die überaus kluge und erfahrene Frau, die ihren „Liebhabereien" allzeit mit guten Ratschlägen betraut hatte. Mußte er ihr nicht folgen? Hatte sie ihm nicht genau den Weg vorgezeichnet, der zu seinem Glücke führte?

Felix dachte noch viel zu sehr in der seiner Tante all die Jahre hindurch bewiesenen Abhängigkeit, als daß er etwa sein Sprüchlein hätte vergessen können.

So glaubte er gerade jetzt am besten im Sinne Tante Adelheids sprechen zu können, indem er, Lias Hand wieder loslassend, nun fortfuhr:

„Vor allen Dingen hätte ich noch, bevor ich solche Gedanken in meinem Innern erst entstehen ließ, Ihnen sagen müssen, was Sie als die Tochter eines Oberfinanzrats gewiß am allerwenigsten erwartet hätten. Es handelt sich um meinen Beruf. Ich habe noch nie zu Ihnen davon gesprochen. Aber sehen Sie, Fräulein Vallentin . . ."

Felix mußte ein paarmal schlucken, bevor er weiter sprechen konnte, er fuhr sich mit der Hand verlegen über den kahlen Kopf, dann ließ er nur ein paar Sekunden seine gutmütigen Augen wie hilfesuchend im Raume umhergehen: „. . . Sehen Sie, Fräulein Vallentin, ich bin nur ein kleiner Angestellter . . ."

Lia hatte ihr Gegenüber nicht aus den Augen gelassen. Etwas kam ihr nicht ganz richtig daran vor, wie Felix Schmidt das so mit der kleinen Verlegenheitspause hingesagt hatte. Es paßte nicht zu der offenen und ehrlichen Art, die sie sonst an dem Manne so sehr schätzte. Sicher hatte er eben gemogelt. Aber er verstand sich sehr schlecht auf das Mogeln . . .

Was mochte ihn wohl zu der Ausflucht veranlassen? Daß er ganz und gar nicht der kleine Angestellte war, für den er sich ausgab, war ihr klar. Ohne Zweifel bekleidete er — das verriet ihr seine ganze Persönlichkeit — irgendwie eine prominente Stellung im Leben. Was mochte er für Gründe haben, ihr das zu verheimlichen? Hatte er etwa irgend jemand gegenüber Verpflichtungen, oder tat es jemandem einen Gefallen, wenn er sich als einfacher Angestellter ausgab?

„Ach," sagte Lia dann, „Sie sind nur ein kleiner Angestellter, Herr Schmidt? Das hätte ich wirklich nicht gedacht. Sie machen so ganz und gar nicht den Eindruck danach. Aber, man kann sich ja irren. Einerlei! Habe ich Ihnen bis jetzt etwa schon mit solch unzweifelhafter Deutlichkeit zu verstehen gegeben, daß Sie mir gleichgültig seien? Wenn Sie sich Sorgen und Gedanken machen wollen, dann bitte nicht über mich. Ich glaube, Herr Schmidt, wir haben uns bis jetzt ganz gut verstanden. Warum sollen wir uns nicht auch weiter gut verstehen?"

Klang es nicht wie ein lachendes „Ja" aus diesen so vorsichtig gesprochenen Worten?

Wieder hatte er ihre Hand ergriffen. Und es war wie ein leiser Druck von der ihren ausgegangen . . .

Felix hatte es wohl verstanden. Ja, nun wußte er es auch, sie liebte ihn . .

Sie sprachen heute nicht mehr über ihr „Problem". Sie saßen noch eine gute Stunde zusammen und lachten und scherzten und plauderten. Sie fühlten sich beide so wohl und so frei in dem Vollgefühl, daß die erste und schwierigste Etappe in dem gegenseitigen Sichnäherkommen genommen war.

Als sie beim Abschied ein neues Stelldichein für die nächsten Tage vereinbarten, sagte Felix bedeutungsvoll:

„Wir haben uns heute gut verstanden, Fräulein Lia. Und wenn wir noch einmal solche Aussprache zusammen haben, so werden wir uns noch besser verstehen, so werden wir uns ganz verstehen . . ."

Auf dem Heimweg war Felix stolz über den Erfolg dieses Tages. Er hatte nun die Gewißheit bekommen, daß Lia ihm gut war. Er brauchte sich keine Sorgen mehr darüber zu machen.

Und sie war ihm gut um seiner selbst willen. Von seinem Besitz und seiner sozialen Stellung ahnte sie nichts. Und sie hatte die strategische Lüge, daß er nur ein kleiner Angestellter sei, ganz ruhig hingenommen und die Probe so bestanden . . .

Sie fühlten sich glücklich, sie, das Mädel von zwanzig, und er, der Mann von vierzig Jahren.

6. Kapitel.

Eine Familie in Aufregung.

Ungefähr um die gleiche Zeit, als Felix in der Konditorei Schwalbach Lia die Erklärung übergab, er sei nur ein kleiner Angestellter, unterrichtete der Oberfinanzrat Ballentin zu Hause seine Frau und seine ältere Tochter Rita von der fürchterlichen Gefahr, in die Lia, das leichtsinnige Kind, sich begeben hatte.

Ausführlich gab der erregte Oberfinanzrat jedes Wort der Frau verwitweten Legationsrat von Bredersdorf wieder. Dann ließ er sich des Weiteren und Breiteren in Vorwürfen, Ermahnungen und düsteren Prophezeiungen ergehen.

Mutter und Schwester hatten bereits seit einigen festgestellt, daß mit Lia eine innerliche Veränderung vor sich gegangen war. Irgendetwas beschäftigte das junge Mädchen, hatte sie gleichsam mit Beschlag belegt.

„Eduard," sagte Frau Hete zu ihrem Manne, dem Oberfinanzrat, „es ist ja unverantwortlich von Lia, daß sie sich mit einem so wildfremden Menschen einläßt und sogar so weit geht — wenn das überhaupt wahr ist —, ihm ein Heiratsversprechen zu geben. Aber es wird ja nur eines Wortes von deiner Seite bedürfen, um ihr die Augen zu öffnen. Es muß eine große Enttäuschung für das arme Kind sein, aber man kann sie ja dann irgendwohin, vielleicht zu Tante Martha nach Karlsruhe, schicken, daß sie erst einmal aus Berlin heraus ist und auf andere Gedanken kommt."

In diesem Augenblick kam Lia nach Hause. In ihrem Ohr klangen noch die letzten Worte, die Felix Schmidt ihr beim Abschied gesagt hatte:

„Wir werden uns noch besser, wir werden uns noch ganz verstehen." Sie war so froh, so glücklich. Aber um so erstaunter war sie nun auch, mit welchem Ernst sie da von der versammelten Familie empfangen wurde.

„Was ist denn los, um Gottes willen?" fragte sie, „ist am Ende etwas passiert?"

„Gewiß ist etwas passiert," erwiderte der Oberfinanzrat, „und zwar steht die Frage im engsten Zusammenhang mit dir!"

„Mit mir?" Die Gegenfrage kam nur sehr zögernd heraus.

„Ja, mein Kind", sagte die Mutter und begann zu weinen. „Du hast uns einen großen Schmerz angetan, und es wird gut sein, wenn du gleich alles offen und ehrlich eingestehst!"

Lia hatte jede Fassung verloren. Jetzt begann auch noch ihre Schwester:

„Ja, Lia, ich verstehe dich nicht, mir hätte so was bestimmt nicht passieren können . . ."

„Aber laßt uns doch nun erst einmal der Reihe nach vorgehen", fiel der Oberfinanzrat seiner älteren Tochter ins Wort. „Sei ehrlich, Lia, seit einiger Zeit interessierst du dich im besonderen Maße für einen Herrn, von dessen Existenz wir hier alle nichts wissen."

Lia schoß das Blut in den Kopf. Also man wußte zu Hause schon von Felix Schmidt. Berlin war eine Kleinstadt. Aber von wem konnte die Nachricht stammen? Sie hatte sich zu keinem Menschen ausgesprochen, und in das Herz konnte man ihr doch nicht sehen.

„Ich" . . ., sagte sie zögernd und mit leiser Stimme, „ich habe wohl einen Herrn kennengelernt, mit dem ich mich ein paarmal getroffen habe. Aber es lag bisher gar kein Anlaß vor, euch davon Mitteilung zu machen."

„Anlaß genug," sagte der Vater, „wenn du bereits so weit gegangen bist, ihm das Einverständnis zu einer Eheschließung zu geben."

„Das habe ich mit keiner Silbe getan", verteidigte sich jetzt Lia, und ein gewisser Trotz begann in ihr hochzusteigen. Hatte sich der Klatsch schon in solchem Ausmaße ihrer Herzensangelegenheit bemächtigt?

„Das hat sie also doch wenigstens nicht getan", warf jetzt schluchzend die Mutter ein.

„Wir werden ja sehen," begann der Vater von neuem, „inwieweit die Informationen, die ich erhalten habe, richtig sind. Darf ich vielleicht fragen, liebe Lia, was der Herr, für den du dich in so hohem Maße zu interessieren scheinst, von Beruf ist?"

In Lia begann wieder der Trotz wachzuwerden. Sollten sie doch alle ein wenig zappeln!

„Er ist nur ein kleiner Angestellter", erklärte sie nunmehr kurz, obwohl sie selbst nicht an diese Worte Felix Schmidts glaubte.

„Da haben wir's ja," schrie jetzt der Vater heraus und hieb mit der flachen Hand auf den Tisch, „stimmt ganz genau, nur ein kleiner Angestellter."

Bedrückt von dem Ausmaße, das die Sache allem Anschein nach angenommen hatte, begann nun Lia einzulenken:

„Ich habe eben nur gesagt, was der fragliche Herr mir auf meine Frage nach seinem Berufe erklärt hat. In Wirklichkeit glaube ich in diesem Punkt seinen Worten nicht. Ich kenne zwar die Gründe nicht, aus denen heraus er sich als ein kleiner Angestellter ausgibt."

„Aha", fiel jetzt Rita ein.

„Laß sie nur aussprechen", gebot der Oberfinanzrat.

„Aber seinem ganzen Aeußeren nach ist er eine Persönlichkeit, die etwas ganz anderes vorstellt, ich weiß nur noch nicht genau, was!"

„Aber ich", erklärte der Oberfinanzrat das Wort. „Er ist nämlich ein abgefeimter Hochstapler."

Da füllten sich Lias Augen plötzlich mit Tränen. Das Zimmer drehte sich um sie herum.

Was war geschehen, aus welchen Gründen zog man mit solch heftigen Waffen gegen Felix Schmidt zu Felde?

Eine Weile weinte das hübsche Mädchen still vor sich hin, ohne ein Wort zu sagen. Dann stand sie auf und erklärte:

„Ich kann für den Augenblick nur sagen, daß es sich hier um eine pure Verleumdung handelt. In Wirklichkeit ist er ein durchaus ehrenwerter Mann."

Damit verließ sie den Raum und begab sich leise schluchzend auf ihr Zimmer.

Der Oberfinanzrat war aufs äußerste erregt über die Erkenntnis, daß seine Tochter trotz der ihr gemachten Enthüllungen an diesem obskuren Individuum festhielt. Er war sonst von seinem jüngsten Kinde an ein verständiges und ruhiges Verhalten gewöhnt.

Es folgte eine lange Debatte mit Frau Hete und Rita, wie man in die dunkle Angelegenheit Licht bringen könne. Frau Hete ergriff dabei die Partei ihrer Tochter. Man müsse schonend gegen ein so junges Mädchen vorgehen, das sichtlich vor einer sehr bitteren Enttäuschung stehe. Im übrigen bliebe doch noch immer die Möglichkeit eines Mißverständnisses nach irgendeiner Seite hin offen. Man müsse nach der Rückkehr der Frau von Bredersdorf erst mehr in Erfahrung bringen. Insbesondere den Namen des mysteriösen Menschen.

Schließlich einigte man sich auf die Formel, daß man jetzt nicht weiter in Lia dringen werde, daß sie aber am nächsten Morgen zu Tante Martha nach Karlsruhe abreisen solle, ohne sich vorher noch irgendwie mit dem mysteriösen Herrn in Verbindung zu setzen.

Mit dieser Botschaft begab sich die Mutter allein in Lias Zimmer.

Das arme Kind hatte sich weinend auf das Bett geworfen und schluchzte, daß es der Mutter förmlich ins Herz schnitt.

(Fortsetzung folgt.)

Bob Stimsons Spielerei.

Eine Geschichte aus Wildwesttagen, erzählt von Harris Brackett.

Es regnete Bindfäden an diesem Frühlingsmorgen des Jahres 1883. Dazu sah das Nest entsetzlich traurig aus. Bob Stimson würgte es im Halse, als er auf dem Bahnsteig der winzigen Station stand und den Zug, der ihn eben abgesetzt hatte, zwischen den Regenschleiern verschwinden sah. Ledgeville! Dieser häßliche kleine Holzkasten, der sich Bahnhof schimpfte, sollte für Jahre seine Heimat sein. Dabei mußte er sich freuen, daß ihm, dem jungen Anfänger, eine Station anvertraut worden war.

Bob Stimson schüttelte Beklemmung und Regentropfen mit einem Achselzucken ab und trat in den Dienstraum. Dort lag noch alles, wie sein Vorgänger es verlassen haben mochte, als ein Holzfäller den Kopf des Bahnhofsvorstehers mit einem Baumstamm verwechselte. Ein junger Bursche stand am Fenster. „Na und . . .?" forderte Bob Stimson von ihm Rechenschaft für seine Anwesenheit. Der Junge reichte ihm die Hand: „Tag. Ich gehöre hier so mit dazu. 'ne Weiche stellen, wenn's mal nötig ist, Lampen putzen, ausfegen. Beim vorigen durft' ich auch mal telegraphieren. Aber ich kann's noch nicht so recht." — „Schön", meinte Bob Stimson freundlich, weil er auch Spaß verstand. „Dann bringe ich Dir's eben noch bei. Ich werde mich hier doch genug langweilen."

Bob Stimson sollte vorläufig recht behalten. Ein Fracht- und ein Personenzug täglich in jeder Richtung ließen ihm Zeit genug, die Morseübungen des jungen Angus zu beaufsichtigen. Und schließlich unterhielt man sich ganz gut dabei, und Bob Stimson fand, daß er sich mit dem etwas verschrobenen Jungen nicht schlecht verstand. Ein wenig langweilig waren nur die Nachtstunden, wenn Angus schon längst daheim im Dorfe schlief und Bob Stimson noch warten mußte, bis der Schnellzug durch seine Station ratterte.

Eines Abends kam Bob Stimson auf den Einfall, einen gebrauchten Streifen aus dem Papierkorb zu holen, um ein paar Zahlen auszurechnen. Da blieben seine Augen an den Zeichen hängen. Was er da las, war der reinste Liebesroman. Nun wußte er auch, warum Angus, das Elefantenküken aus dem Hinterwald, so gern den Telegraphen bediente. Da stand es: Er legte auf diesem Wege einer anscheinend niedlichen jungen Dame, die Fanny hieß und auf der nächsten Station als Telegraphistin sitzen mußte, sein Herz zu Füßen. Sie schien diesem Fernflirt mit dem Bewunderer, den sie noch nie gesehen hatte, gar nicht abgeneigt zu sein, wenn sie auch offen bekannte, ihre Mutter denke leider anders.

„Verfluchter Bengel!" brummte Bob Stimson. „Dir will ich einen kleinen Streich spielen." Im Schrank stand ein Reservesender. Ein paar Minuten später war er auf dem Fußboden unter dem Schreibtisch angeschraubt. Als dann der Nachtkollege von Fannys Station den Schnellzug meldete, lag auch die Leitung in einer Fußbodenritze. Der versteckte Sender war angeschlossen.

Am nächsten Morgen gab es einen köstlichen Spaß. Bob Stimson saß anscheinend unbeteiligt an seinem Schreibtisch, und doch lasen seine Ohren den verliebten Gruß, den Angus seiner unsichtbaren Angebeteten sandte. Nun wartete der Junge auf die gütige Antwort. Da schaltete Bob Stimson mit dem Fuß seinen Sender ein und morste: „Komm heute abend in Deinem besten Anzuge und frage Mutter, ob Du mich heiraten darfst. Ruf heute nicht wieder an, der Alte hier paßt auf. Kuß Fanny."

Angus war selig: „Mr. Stimson, Sie werden morgen eine Ueberraschung erleben!" — „So!" wunderte sich Bob mit dem ehrlichsten Gesicht, „da bin ich ja neugierig." Er platzte beinahe vor innerem Lachen, wenn er daran dachte, wie Angus von der Mutter seiner Angebeteten vor die Tür gesetzt werden würde.

Am Abend saß Bob Stimson wieder an seinem Schreibtisch und wartete auf die Durchfahrt des Schnellzuges. Neben jenem Fuß stand noch der Reservesender, mit dem er morgen dem niedergeschlagenen Angus einen Gruß von der brummigen Mutter seiner Fanny schicken wollte.

Plötzlich flog die Tür auf. Ein Maskierter, den Revolver in der Hand, brüllte ihn an: „Hände hoch!" Bob Stimson mußte gehorchen. Hinter dem ersten kamen noch fünf Männer mit schwarzen Tüchern vor der Nase herein. „Junge", sagte der erste und fuchtelte freundlich mit dem Schießeisen herum, „vor allem machst Du keine Dummheiten! Wir wollen den Schnellzug ein wenig anhalten und das Lohngeld herausholen. Nun bist Du so freundlich und telegraphierst nach Hilbert Junktion, wo der Schnellzug zuletzt hält, ein paar Worte, die ich Dir diktiere. Aber keinen Buchstaben mehr! Wir können Morse lesen und . . . na, Du weißt ja, wozu wir die Revolver haben!"

Bob Stimson mußte gehorchen. Er telegraphierte, den kalten Lauf des Schießprügels im Nacken: „Schnellzug Nr. 5 soll Kilometer 187 halten, mich und Streckenarbeiter aufnehmen. Sheader." Kilometer 187, das war kaum 1000 Meter von der Station entfernt am Eingang zum Wald, und Sheader hieß der Ingenieur, der tatsächlich heute an der Strecke arbeitete. Bob Stimson konnte sich vorstellen, was in einer Stunde eintreffen mußte. Die Banditen warteten an Kilometer 187, bis der Schnellzug hielt, sprangen auf den Packwagen und raubten das Lohngeld, bevor einer der Reisenden überhaupt wußte, was vor sich ging. Verflucht!

Plötzlich fiel ihm der Sender unter dem Schreibtisch ein. „Ich darf mich wohl auf meinen Stuhl setzen", meinte er zum ersten Maskierten, der die Bande führte. „Ja", sagte der gönnerhaft, „aber die Hände hinter den Kopf." Bob Stimson saß. Er fühlte mit dem Fuß den Sender, und plötzlich überfiel ihn ein endloser Hustenreiz. „Hm, hm", spuckte er seinen Banditen beinahe ins Gesicht — und sein Fuß arbeitete: „Schnellzug 5 Kilometer 187 nicht halten." Dann unterbrach er sich. Denn sein Maskierter stutzte: „Was klapperte da eben?" Alle horchten. Bob Stimson schwitzte Blut. Doch die Banditen beruhigten sich: „Hast Dich wohl verhört." — „Kann sein", sagte der Anführer. „Doch los jetzt! Wir wollen zum Wald. Joe, Du bleibst hier und paßt auf, daß der Kerl keine Dummheiten macht."

Und Joe paßte auf. Doch auf den Sender unter dem Schreibtisch achtete er nicht, und Bob Stimson tat ihm seines dauernden Hustens wegen fast leid. Inzwischen aber las Fannys Nachtkollege vom Papierstreifen: „Schnellzug anhalten. Soll Kilometer 186 halten. Hier ein Bandit. Fünf andere warten Kilometer 187. Lohngeld." Dann hustete Bob Stimson noch ein paarmal anstandshalber und wurde ruhig.

Eine Stunde später knallte ein Schuß durch den Raum. Joe, der Wächter, brüllte auf und ließ die Pistole fallen. Ein Flintenlauf rauchte freundlich durch das zerschlagene Fenster herein. Der Verwundete leistete den eindringenden Bahnbeamten keinen Widerstand.

Gleich darauf fuhr der Schnellzug, der vor der Station gehalten hatte, langsam ein. Der Zugführer drückte Bob Stimson die Hand: „Gut gemacht, Junge! Die anderen fünf haben wir aus dem Walde heraus überrascht, bevor sie sich wehren konnten. Ich gratuliere zur Belohnung, die in Aussicht steht." Dann fuhr Schnellzug 5, um sechs unfreiwillige Reisende bereichert, weiter, und Bob Stimson war allein.

Doch plötzlich sah er, daß doch noch jemand in einer Ecke stand: Angus, der Verliebte. „Na", fragte Bob Stimson, „wie war es?" — „Oh", sagte der Junge seelenruhig, „man muß zufrieden sein. Durch diese Geschichte habe ich noch mit dem Schnellzug heimfahren können. Die Mutter hat mich hinaus geworfen. Ein Glück! Denn Fanny hat ein Maul wie ein Scheunentor!"

Bob Stimson hütete sich, je etwas von seinem Sender unter dem Schreibtisch zu erzählen.

Der Golfstrompirat.

Die Verlockung zum Schuggeln. — Merkwürdiges Wochenende eine Studentin. — Der Schrecken der Küstenwächter.

Von John C. Waters-Chicago.

Die Umtriebe der Chicagoer Banden, die jährlich ungezählte Millionen durch den illegitimen Handel mit alkoholischen Getränken gewinnen, lassen im Ausland oft die Meinung auftauchen, bei den Rumschmugglern habe man es nur mit Verbrechern zu tun. In Wirklichkeit bilden gerade die ordnungsliebenden Kreise die Hauptmasse der Prohibitionssünder, weil sich ihr Gerechtigkeitsgefühl dagegen auflehnt, daß ihnen ein harmloser Genuß verboten sein soll. Die Millionärin, die sich für zwanzig Dollars eine Flasche Cognac kaufen kann, macht sich in dieser Beziehung ebenso „schuldig" wie der Mittellose, der im Alkoholschmuggel eine Einnahmequelle